

Brigitta Kuster; Britta Lange; Petra Löffler

Archive der Zukunft? Ein Gespräch über Sammlungspolitiken, koloniale Archive und die Dekolonisierung des Wissens

2019

<https://doi.org/10.25969/mediarep/3726>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kuster, Brigitta; Lange, Britta; Löffler, Petra: Archive der Zukunft? Ein Gespräch über Sammlungspolitiken, koloniale Archive und die Dekolonisierung des Wissens, in: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*, Jg. 11 (2019) Nr. 1, 96-111.
DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/3726>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons BY-NC-ND 4.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons BY-NC-ND 4.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>

ARCHIVE DER ZUKUNFT?

Ein Gespräch über Sammlungspolitiken, koloniale Archive und die Dekolonisierung des Wissens

¹ Vgl. die englische Fassung des Berichts: Felwine Sarr, Bénédicte Savoy: *The Restitution of African Cultural Heritage. Toward a New Relational Ethics*, November 2018, online unter restitutionreport2018.com/sarr_savoy_en.pdf, gesehen am 18.1.2019. Fragen der Restitution hat Savoy auch in ihrer Antrittsvorlesung am Collège de France in Paris behandelt. Vgl. dies.: *Die Provenienz der Kultur. Von der Trauer des Verlusts zum universalen Menschheitserbe*, Berlin 2018.

² «Can we thus think of restitutions as being something more than a mere strategic maneuver – neither merely an economic or political strategy – but rather something truly cultural», Sarr, Savoy: *The Restitution of African Cultural Heritage*, 22.

³ Vgl. ebd., 41 f.

⁴ Vgl. u. a. Britta Lange: *Sensible Sammlungen. Aus dem anthropologischen Depot*, Hamburg 2011. Sie leitete von 2015 bis 2018 mit Sebastian Klotz das Lautarchiv der Humboldt-Universität, siehe www.lautarchiv.hu-berlin.de/. Brigitta Kuster: *Choix d'un passé – transnationale Vergegenwärtigungen kolonialer Hinterlassenschaften*, Wien 2016. Kuster ist am transnationalem Ausstellungs- und Forschungsprogramm «Artificial Facts» beteiligt, siehe artificialfacts.de/.

⁵ Zur Situation deutscher Institutionen, insbesondere des Humboldt Forums, nimmt der Bericht auf S. 14 f. Stellung.

Kürzlich haben Felwine Sarr und Bénédicte Savoy dem französischen Präsidenten einen Bericht vorgelegt, der die Frage der Restituierung kolonialer Bestände in Archiven, Sammlungen und Museen mit einer deutlichen politischen Agenda versieht.¹ Das Papier geht die Frage der Rechtmäßigkeit des Besitzes von Kunstwerken und Kulturgütern europäischer Kulturinstitutionen tatsächlich an und fordert eine gemeinsame Wende in der Kulturpolitik, die das Recht der afrikanischen Länder auf ihr kulturelles Erbe anerkennt. Restitution wird dabei als ethischer Akt der Kultivierung verstanden, der neue kulturelle Beziehungen knüpft.² Sarr und Savoy schlagen zugleich einen Katalog von Maßnahmen vor, wie Restititionen praktisch durchgeführt werden können. Damit steht auch eine neue Archivpolitik auf der Agenda.³ Brigitta Kuster und Britta Lange forschen und publizieren seit Langem über sensible Sammlungen, koloniales Erbe, Archivierungsprozesse und Ausstellungspraktiken.⁴ Mit Petra Löffler sprechen sie über Möglichkeiten und Risiken einer zukünftig anderen Archivpolitik und über das Verhältnis von Materialität und Medialität von Archiven.

Petra Löffler Das Papier von Sarr und Savoy hat die Frage provoziert, inwiefern auch in Deutschland eine neue Politik der Restitution erforderlich ist und damit auch die Notwendigkeit besteht, die eigene Geschichte kolonialer Archive und ethnografischer Sammlungen aufzuarbeiten.⁵ Der Gründungsdirektor des Berliner Humboldt Forums, Horst Bredekamp, hat die Meinung vertreten, dass Deutschlands Kolonialgeschichte nicht zu vergleichen sei mit der Frankreichs, weil deutsche Forschende nur gesammelt hätten, um aufzuklären und Wissen zu generieren. Welchen Einfluss hat der Bericht von Sarr und Savoy auf den Umgang mit kolonialen Archiven und ethnografischen Sammlungen hierzulande?

Brigitta Kuster Mit Blick auf das Papier von Sarr und Savoy und den staatlichen Willen, zu restituieren oder die Frage des kolonialen Erbes neu zu verhandeln, müsste man zunächst einmal zwischen Kolonialarchiven und ethnografischen Sammlungen unterscheiden und überlegen, wofür man diese Begriffe jeweils verwendet. Es geht zunächst ganz klar um die ethnografischen Sammlungen, die in Frankreich seit der Chirac-Ära und mit dem Musée du Quai Branly unter dem Paradigma der Kunst ausgestellt wurden. Dass jetzt die Direktive ausgegeben wird, die Frage der Restitution, die seit den Unabhängigkeiten der 1960er Jahre virulent geworden ist, erneut zur Debatte zu stellen, bedeutet in meinen Augen, dass Deakzession, also die Überprüfung und Reduktion oder auch der Abgang von Beständen, im Kontext des kolonialen Sammelns überhaupt die Voraussetzung dafür bildet, über eine Neuverteilung der Archive nachzudenken oder über das, was sich aus Archiven heraus kuratieren lässt. Sonst bleibt man immer im selben Paradigma. Man muss das Grundproblem der Konstitution dieser Sammlungen angehen, und die Restitution ist gewissermaßen die Vorbedingung dafür, das zu tun.

Horst Bredekamp hat als Gründungsintendant des Humboldt Forums bereits zu Beginn der Debatte, etwa in der Ausstellung *Anders zur Welt kommen* von 2009, zu argumentieren versucht, dass man in Deutschland gewissermaßen die postkoloniale Fragestellung oder Ära überspringen könne, weil man sich mit der Geschichte der Wunderkammer auf ein ganz anderes Sammlungsparadigma bezieht – und damit die Frage der kolonialen oder postkolonialen Sammlung historisch ausspart.⁶ Das ist ein Trugschluss. Denn aus der Kolonialzeit kommt natürlich das meiste Sammelgut, das mit dem Umzug der ethnologischen Sammlung aus Berlin-Dahlem ins Humboldt Forum zur Debatte steht. In den Jahren um 1900 wurde am meisten gesammelt. Natürlich stimmt es in gewisser Weise auch, dass Frankreich eine ganz andere Nationalstaats- und Kolonialgeschichte hat als Deutschland. Dennoch finde ich die Art der Vereinfachung und der Auslassung, die Bredekamp mit seiner Aussage produziert, unlauter. Er verleugnet nicht die Kolonialgeschichte; er hat keinen Begriff von Kolonialgeschichte und versucht auch keinen zu entwickeln.

Britta Lange Das ist ja tatsächlich nichts Neues in der deutschen Debatte. Sie zeichnet sich besonders stark durch dieses Argument aus: Die deutsche Kolonialherrschaft sei vernachlässigbar, weil sie im Vergleich zu anderen Imperialmächten in Europa so kurz war und auch weitgehend folgenlos, weil die deutsche Kolonialgeschichte nach dem Ersten Weltkrieg schon zu Ende war. Wir wissen natürlich alle, dass das Unsinn ist, weil sie ja im Imaginären weitergeht und wir verschiedenste Neuaufgaben erlebt haben. Mit diesem Argument kann das ganze Konzept von Kolonialität geleugnet und die postkoloniale Frage eliminiert werden. Es stimmt, dass die Kolonialgeschichten unterschiedlich sind, auch die der europäischen Imperien, aber sie sind da und man kann sie nicht gegeneinander aufwiegen und sagen, die eine war nicht so wichtig wie die andere. Man muss sich zu so einer Differenz auch bekennen. Da muss in Deutschland

⁶ Horst Bredekamp hat diese Sicht in einem Interview mit dem Deutschlandfunk bekräftigt. Vgl. ders.: Ich lehne diese Argumentation der Gleichsetzerei ab, in: Deutschlandfunk Kultur, Fazit, dort datiert 26.11.2018, online unter www.deutschlandfunkkultur.de/bredkamp-widerspricht-savoys-empfehlungen-ich-lehne-diese.1013.de.html?dram:article_id=434280. Jürgen Zimmerer hat ihm einen Tag später an gleicher Stelle widersprochen: Vgl. ders.: Die rassistischen Exzesse werden von Bredekamp ignoriert, in: Deutschlandfunk Kultur, Fazit, dort datiert 27.11.2018, online unter www.deutschlandfunkkultur.de/kontroverse-um-umgang-mit-kolonialer-kunst-die.1013.de.html?dram:article_id=434390. Beides gesehen am 18.1.2019.

noch viel aufgearbeitet werden: Es muss gesagt werden, was die Spezifika waren, und damit auch, was das für die heutige Situation bedeutet.

Die Vorlage, die Frankreich jetzt gibt, ist möglicherweise einfach die Grundbedingung dafür, überhaupt etwas anders machen zu können mit den Archiven, auch anders zu kuratieren. Die Versuche, die sonst gemacht werden, verbleiben in den klassischen kritischen Nischen und kriegen dann eine Alibifunktion zugeschrieben, dass man mit postkolonialen Fragestellungen Interventionen produzieren kann, aber sie bleiben tatsächlich Interventionen, die das Konzept an sich nicht ändern. Ich finde, eigentlich muss man darüber hinausgehen, nur den Inhalt der Archive zur Disposition zu stellen. Es muss die Möglichkeit zur Restitution geben. Es müsste aber im Sinne einer Zukunft der Archive auch darum gehen, noch einmal ihre Genese zu reflektieren. Und zwar nicht nur im Sinne einer Sammlungspolitik, sondern wirklich mit Blick auf diese sehr europäische Verbindung von Staatsmacht und Archivmacht und – wenn man so will – Gesetzeskraft: Die Genese wäre also nicht nur als eine Sammelgeschichte zu begreifen, sondern als eine Geschichte der Macht ihrer Institutionen, ihrer Formationen und ihrer Medien.

B.K. Diesen Gedanken finde ich interessant. Das bedeutet ja, dass eigentlich genau das Gegenteil dessen passieren müsste, was wir alle kennen in den Debatten und Auseinandersetzungen um und mit Archiven. Es würde bedeuten, von da, wo in gewisser Weise eine Art von Proliferation des Archiv-Begriffs produziert wurde, zurückzukommen auf die Partikularität einer sehr eurozentrischen Geschichte der Archivgenealogien. Was heute neu zur Debatte steht – und das ist ja stark angelegt in dem Restitutionsprojekt von Sarr und Savoy – ist, dass es um eine räumliche Neuverteilung geht. Denn das Dokument, das Geschichte macht, und die Produktion des Archivs – die Überführung von irgendwas in ein Archiv – ist eigentlich immer eine raumpolitische Frage, durch die überhaupt erst Geschichte entsteht. Deshalb ist das, was gerade wieder passiert oder wieder passieren müsste, eine Bewegung raus aus der bestehenden archivalischen Eingrenzung.

P.L. Wenn wir davon ausgehen, dass das Archiv eine zentrale raumpolitische Position einnimmt, dann wäre das Humboldt Forum ein Beispiel. Auch wenn es nicht im strengen Sinne ein Archiv ist, so betreibt es doch eine bestimmte Archivpolitik: Es verbindet Archivpraktiken des Versammelns, des Konzentrierens an einem bestimmten Ort mit Praktiken des Ausstellens und des Kuratierens. Natürlich kann man auf dieser Ebene Veränderungen in der Präsentation von Objekten versuchen. Aber das würde, wie Britta betont hat, nichts an den machtpolitischen Bedingungen ändern, sondern es wäre eine Art Kosmetik. Und natürlich kommt es auch zu bestimmten praktischen Einschränkungen, wenn beispielsweise afrikanische Kurator_innen nicht einreisen können und dadurch an diesem Prozess gar nicht teilnehmen können. Es gibt offensichtlich politische Entscheidungen und Rahmenbedingungen, die verhindern, ein gleichberechtigtes Verhältnis zwischen den

Dingen in Archiven und den Dingen in Ausstellungen sowie denen herzustellen, die mit ihnen umgehen; dass also diejenigen, aus deren Kulturen die Objekte, die Archivdinge kommen, die Möglichkeit bekommen, auf ihre Art und Weise damit umzugehen. Auch wenn das der Grundgedanke ist, so passiert das faktisch noch kaum. Das heißt, es ändert sich also zunächst nichts an der grundsätzlichen Verfasstheit von Archiven als zentralem Machtpool. Nun gibt es auch Archivorte, die in einem bestimmten Territorium verteilt, also dezentrale Archive sind. Ein Beispiel wären die antiken Athener Stadtarchive, die Stadtteilarchive waren, während das Zentralarchiv wahrscheinlich erst später entstanden ist. Plädiert du, Brigitta, für eine Dezentralisierung von Archiven im Sinne einer bestimmten Raumpolitik?

B.K. Ich weiß nicht, ob man das so sagen kann. Interessant ist, dass Archive selbst bestimmte Epistemologien ermöglichen bzw. verstellen. Das betrifft auch die Frage, was in Archive überführt wird, also von wo aus wir Wissen oder Geschichte produzieren, und was gar nicht erst ins Archiv eintritt und somit auch nicht Teil dessen ist, was wir verhandeln. Ich glaube, bei der Frage nach der Dezentralisierung geht es mehr ums Loslassen: dass also jemand anders – eine andere Instanz oder eine andere institutionelle Konfiguration – die Möglichkeit hätte, die Verfügungsgewalt innezuhaben. Im Kontext des Kuratierens ist heute viel die Rede von Mobilität und Zirkulation, von unterschiedlichen Zugängen zu einer geteilten Geschichte etc., und es gibt das Konzept des *shared heritage*, bei dem allerdings gerade an der Verfügungsgewalt bzw. am Besitz, die den Diskursrahmen des Archivs weit mehr prägen, als wir das vielleicht gerne hätten, eher nicht gerüttelt wird.

B.L. Der Fokus auf Besitz – und damit auch auf Räumlichkeit und Verteilung – ist berechtigt. Zugleich muss es aber eine politische Direktive geben, die sagt, dass der Besitz zur Disposition steht. Sonst gerät die Frage der Wissenspolitiken aus dem Blick, die erst zu dieser Situation geführt haben. Deshalb ist es in dieser Debatte wichtig, die Genese der Archive mit zu bedenken. Sie dürfen nicht als etwas Gegebenes hingenommen werden. Die Institution des Archivs ist zunächst eine europäische Einrichtung. Es gibt ja Archivbegriffe, die sich genau gegen diese Institutionen richten oder sie befragbar machen. Damit meine ich die Idee des kolonialen Archivs, der zufolge ein solches Archiv nicht nur als Anhäufung von Dingen und Besitz zu verstehen ist, sondern als etwas, das mit Memorierung, Performanz und Festsetzung zu tun hat. Ich denke, das sind produktive Begriffe, die eigentlich mit der Besitzdiskussion mehr zu tun haben müssten.

P.L. Ich finde es sehr spannend, dass wir Archive damit in die doppelte Perspektive von Aneignung und Enteignung rücken. Dabei denke ich auch an alles, was diese beiden Tendenzen an Querungen und Kreuzungen produzieren können. Das Enteignen trifft die Institutionen des Sammelns ins Herz. Mein Gedanke war vorhin, dass es dann auch eine Option sein müsste, Archive aufzulösen.

B.L. Wenn man stärker auf ethnografische und völkerkundliche Museen ebenso wie auf anthropologische Sammlungen schaut, dann kann man aus dieser Debatte einiges lernen. Mein Eindruck ist, dass diese Institutionen die Frage der Restitution sehr lange gescheut haben. Nicht nur, weil sie kompliziert ist, sondern weil die ultimative Vorstellung, die daraus resultiert, eigentlich das leere Museum ist. Wenn man das zu Ende denkt, kommt man zu der Erkenntnis, dass ein Museum eigentlich nur aus unrechtmäßigen oder auf seltsamen Wegen angeeigneten Besitztümern besteht, die zurückgegeben werden müssen – doch, was ist dann noch das Museum? Es ist leer. Und auch wenn das so in der Realität nicht passieren wird, finde ich die Konsequenz aus diesem Gedankenspiel wichtig. Das leere Museum – oder auch das leere Archiv – muss immer ein Konzept sein. Wenn man einen Begriff von Museum oder Archiv nicht als solchen aufgeben will, steckt genau darin die Chance einer Neukonfigurierung. Es geht also darum zu fragen: Wenn unser Ziel gar nicht mehr der Besitz von vielen Objekten ist, was kann das Archiv dann? Was für Geschichten kann es produzieren, was für Narrative können dann möglicherweise konstruiert werden? Ein Grund, für die Auflösung des Archivs zu plädieren, ist die Möglichkeit eines Schreibens von Geschichte auf eine andere Art – und möglicherweise auch mit einer anderen Rollenverteilung.

B.K. In diesem Diskurs schwingen auch viele unheimliche Aspekte mit. Da ist einerseits das Auflösen der Archive. Vielleicht ist das sogar ein Euphemismus, denn man könnte ja auch sagen: die Zerstörung der Archive. Gerade im kolonialen Kontext ist das ja durchaus historisch auch passiert, indem Souveränitätsansprüche aufgegeben werden mussten. Ich glaube, in allen Kolonien sind Teile der Archive zerstört worden, weil man nicht wollte, dass es eine Überlieferung gibt.

P.L. ... und nicht nur bei kolonialen Archiven ...

B.K. Ja, von den Nationalsozialisten kennen wir das ja auch.

P.L. Es gibt in Deutschland tatsächlich so etwas wie eine historische Tradition der Archivzerstörung, die reicht bis zu den Stasi-Archiven. Denn wenn die Staatsmacht sich auflöst, sind deren Archive geradezu gefährlich.

B.K. Also geht es auch um das, was nicht rekonstruiert oder nicht erinnert werden soll – das, womit man keine Geschichte machen können soll. Das heißt, es geht auch um die Produktion solcher Gespenster, nämlich dort, wo die Entsprechung – also das Dokument und damit die Belegbarkeit – eine Form der Sicherheit bedeutet, oder zumindest einen Versuch, das Unzweifelhafte herzustellen. Zum anderen stellt sich gerade im Kontext der ethnografischen Sammlungen die Frage nach Archivbeständen, die eine Belastung darstellen und somit Formen der Verantwortung generieren. Das scheint mir für die aktuelle Debatte auch von Bedeutung, und zwar dann, wenn Objekte restituiert werden wie jetzt die 26 herausragenden Objekte aus der Republik

Benin.⁷ Da geht es natürlich zunächst um symbolisch bedeutsame, wertvolle Dinge, meist auch um Meisterwerke. Aber die tausend anderen akkumulierten Dinge, die noch in den Kellern liegen wie die unzähligen Speere und andere Alltagsgegenstände, sind auch eine Form der Belastung, mit der wir nur ganz selten umgehen, weil wir Wissen eher ausgehend vom Besonderen generieren und nicht über diese vielzähligen seriellen Dinge, die die materielle Grundlage der Ethnologie als einer Wissenschaft gebildet haben. Mich beschäftigt die Frage, ob vielleicht auch diese Serialität heutzutage irrelevant geworden ist, weil es eher um Extraktion bzw. um Vervielfältigung der Extrahierbarkeiten geht und nicht um die strukturalistische Logik der Serie als eine Form von Ähnlichkeit und Vergleichbarkeit. Auch im Kontext der Digitalisierung von Archiven geht es nicht um Addition oder Akkumulation, sondern um Extraktion und Exploitation.

Pl. Diese Extraktion und Exploitation hat immer mit Werten zu tun, die man den Objekten zuschreibt. Auch in der Digitalisierung findet permanent eine Reevaluierung dessen statt, was verfügbar ist, was in den Depots, in Archiven und Sammlungen lagert, weil sich die Frage stellt: Welchen dieser Materialien wird durch die Digitalisierung die Gelegenheit gegeben, in kulturelle Kreisläufe eingespeist zu werden? Die Digitalisierung ist da eine Art Katalysator – genau wie Ausstellungen, wenn Objekte musealisiert und in Vitrinen präsentiert werden. Die Frage ist für mich, welche neuartigen Objekte durch Ausstellungen und durch das Digitalisieren entstehen. Denn das Digitalisat ist ein neuartiges Objekt, das der Biografie des materiellen Dings ein neues Kapitel hinzufügt. Wenn man den Objektstatus betrachtet, gehören Ding und Digitalisat zusammen, aber natürlich haben Digitalisate auch ein Eigenleben. Auch die digitalisierten Materialien bleiben weiter bestehen, werden aufbewahrt und gelagert, weil es eine Beziehung zwischen dem materiellen Substrat und dem digitalen Objekt braucht – eine Rückführbarkeit auf das materielle Ding. Ohne diese scheint auch das Digitalisat nicht existieren zu können.

Auch die Frage des Besitzes interveniert in die Logiken von digitalen Objekten und ihrer Mobilität – also der Art und Weise, wie sie zirkulieren und anders verfügbar sind, als wenn sie in Archiven verwahrt sind. Man muss die Sachen also nicht mehr aus den Archiven herausholen, wenn ein Digitalisat vorhanden ist, aber sie müssen trotzdem noch drin sein. Wir haben es erneut mit der westlichen Fixierung auf den Besitz und die Verfügbarkeit von Objekten zu tun, die man anfassen, in die Hand nehmen und ausstellen kann. Wieder stellt sich die Frage, wie man Archive ausräumen, entleeren kann: Dabei müsste man eigentlich überlegen, wie man die Logik der Repräsentation durchbrechen kann. Macht man die Orte des Aufbewahrens und Zeigens, also Archive und Museen zuallererst, zu Versammlungsorten? Welche Formen von Begegnung wären möglich, wenn man sich nicht immer um Vitrinen

⁷ Vgl. etwa Lise Verbeke: L'épineuse restitution des œuvres d'art au Bénin par la France, in: France Culture, dort datiert 31.5.2018, online unter www.franceculture.fr/societe/lepineuse-question-de-la-restitution-des-oeuvres-dart-au-benin-par-la-france, oder Corinne Hershkovitch: La restitution annoncée de 26 objets au Bénin s'inscrit dans un processus de revendication aussi exemplaire que nécessaire, in: lemonde.fr, dort datiert 29.11.2018, www.lemonde.fr/idees/article/2018/11/28/rapport-savoy-sarr-la-restitution-annoncee-de-26-objets-au-benin-s-inscrit-dans-un-processus-de-revendication-aussi-exemplaire-que-necessaire_5390003_3232.html, beides gesehen am 26.1.2019.

herum versammeln und Objekte betrachten würde, die irgendwie auf dem Boden oder an Wänden fixiert sind oder von der Decke herunterhängen? Wenn man sich andere Arten von Dingen und Objekten vorstellen würde, mit denen man Begegnungen haben kann – was wäre dann? Das fände ich ausgehend von der Idee des Ausräumens und der Entleerung von Archiven und Museen interessant. Sie müssen ja nicht leer bleiben, nur weil es dann keine angeeigneten Sammlungsgüter mehr zu sehen gibt. Aber was könnte es an diesen Orten geben und was würde dort passieren?

B.L. Wenn man sich das Leer- oder Ausräumen oder die Entnahme von Objekten ganz plastisch vorstellt, dann produziert die Deakzession – genauso wie das klandestine Rauben von Objekten in kolonialisierten Regionen – schon allein auf der Verwaltungsebene immer auch einen *paper trail*, ganz einfach weil die Sachen verschifft werden müssen. So haben die Exhumierungen, die Rudolf Pöch 1907/1908 im südlichen Afrika vorgenommen hat,⁸ sehr wohl polizeiliche Folgen gehabt und sind in den Archiven von Südafrika rekonstruierbar. Solche Versuche verbleiben dann natürlich in der europäischen Logik des Archivs, auch wenn man das eine Archiv mit einem anderen kontert. Das ändert sich erst in dem Moment, in dem man ein Objekt aus einem Archiv oder Museum herausnimmt. Wir kennen ja Beispiele von Restitutionen, die mit bestimmten Ritualen verbunden werden. Vonseiten des Museums oder Archivs muss man anerkennen, dass dadurch auch eine Geschichte entsteht, die nicht nur erneute Deakzession ist, sondern eine Geschichte, die reflexiv ist und diesen Prozess auf einer konzeptuellen Ebene begleitet, die sich über den leeren Platz Gedanken macht – und über die Frage, wofür er steht, was er symbolisch bedeutet. Die zweite Idee ist, Museen als Begegnungsstätten zu konzipieren. Inzwischen werden Ausstellungen oft durch eine Veranstaltungsreihe begleitet. Ich finde, das kann man noch viel stärker machen, so dass an die Stelle des Besitzes – oder zusätzlich zu ihm – eine Begleitung durch Verhandlung und durch historisch-reflexive Versuche tritt, Geschichten anders zu schreiben.

Dieses konzeptuelle Neudenken von musealen Strategien lässt zusammen mit den Möglichkeiten der Digitalisierung von Objekten die Frage entstehen, warum man überhaupt noch an materiellen Objekten und der an sie gekoppelten Vorstellung der Originalität festhalten sollte. Diese Frage kann je nach Perspektive sehr unterschiedlich beantwortet werden. Das Auffinden oder Neuerfinden von Orten für die materiellen Artefakte und *human remains* kann unverzichtbar und politisch wichtig sein. Zugleich sorgen Digitalisate von Objekten aber auch dafür, dass diese vielfach im Netz zirkulieren, jeweils eigene – digitale – Objektbiografien schreiben und damit Reflexe der Materialität an unterschiedlichste virtuelle Orte und in verschiedenste soziale Handlungszusammenhänge bringen.

P.L. Es stellt sich hier auch noch mal die Frage nach der Serialität: Wenn man die Digitalisierung als Möglichkeit nutzt, die Archivalien besser

⁸ Vgl. Martin Legassick, Ciraj Rassool: *Skeletons in the Cupboard. South African Museums and the Trade in Human Remains 1907–1917*, Kapstadt, Kimberley 2000.

miteinander zu vernetzen als bei digitalen Metaarchiven und Sammlungsplattformen, dann ließen sie sich doch tatsächlich miteinander in Kontinuität stehend bearbeiten.

B.K. Ich denke, das ist genau das, was zur Debatte steht: nicht das leere oder das volle Museum, sondern dass unterschiedliche Wissensbestände und Archivalien überhaupt miteinander in Verbindung gebracht werden, um eine Geschichte neu erzählen zu können. Wenn man beispielsweise nicht die Verbindung gemacht hätte zwischen den lokalen Administrationen in Südafrika, wo Pöch seine Spuren hinterlassen hat, und dem Naturhistorischen Museum in Wien, dann wäre diese Geschichte so nicht zu erzählen gewesen. Im nächsten Schritt hat man ja sogar versucht zu rekonstruieren: Was landet von dessen Sammlungen im Naturhistorischen Museum und was landet im ethnografischen Museum? Um diese Verbindungen überhaupt erst wieder verstehen zu können oder eben auch neu zu stiften.

Um noch einmal zurückzukommen auf das Papier von Sarr und Savoy: Ich denke, dass es da um die Umformung der Kolonialität unseres Wissens geht, und dafür brauchen wir neue Beziehungen, die auch durch die Bewegung der Objekte oder der Dinge und auch der Dokumente gestiftet werden können. Ich finde das richtig und ganz zentral, das nicht nur mit Kunstwerken, sondern auch mit Dokumenten zu machen. Deshalb ist das Museum ja ein so interessanter Ort: Es gibt zum einen das Gezeigte, das Display, die Performativität, das Publikum, und dann gibt es zum anderen die Sammlungen, irgendwo da unten, und man weiß gar nicht so genau, was da eigentlich drin ist, und dann ist da aber eigentlich viel zu viel drin, und man schafft es gar nicht, das aufzuarbeiten.

B.L. Und vielleicht gibt es auch gar kein Archiv.

B.K. Ja, oder hat man es vorher ausgelagert und wo ist es eigentlich hin? Oder: Wo ist das Archiv, welches zum Museum gehört, oder welches Archiv würden wir jetzt dazu gruppieren, um neue Beziehungen zu stiften zwischen den Dingen, die im Museum zirkulieren? Von daher würde ich vorschlagen, das Ding als Mediator der sozialen und ästhetischen Beziehungen zu denken, also das Ding in einer Kette von anderen Verdinglichungen, von Verdinglichungsstadien zu betrachten.

P.L. **Zugleich sind Dinge – nicht nur im Archiv oder Museum – in Handlungsgefüge verstrickt. Mit Archiven umzugehen, bedeutet ja längst nicht mehr nur zu archivieren und zu verwalten, sondern mit anderen Wissenspraktiken und analytischen Methodiken ausgestattet in diese einzugreifen. Ich finde es dabei auffällig, wie durchlässig Archive werden, wenn sie mit kuratorischen und wissenschaftlichen Praktiken konfrontiert werden, wo immer auch Akteur_innen, am Werk sind, die durch ihre Forschung andere Werte und Interessen ins Spiel bringen. Wir haben den Eurozentrismus bereits angesprochen: Wir sind ja auch Teil dessen, was wir hier kritisieren, weil wir als an europäischen Universitäten ausgebildete Forscher_innen natürlich auch**

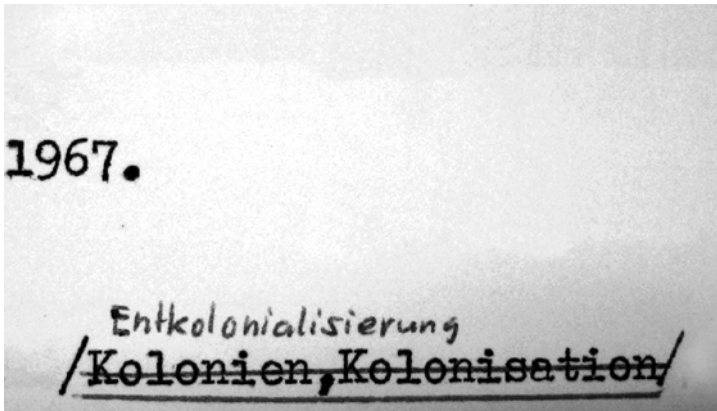


Abb. 1/2 *Entkolonialisierung/*
Decolonization von Brigitta
Kuster, 3-Kanalvideoinstallation,
Berlinale Forum 2010

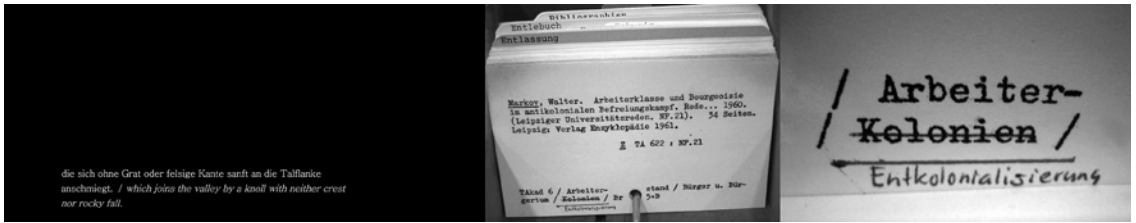
mit Wissenspraktiken ausgestattet sind, die zu einem kritischen Umgang mit Archivmaterialien, mit Geschichten, mit bestimmten historischen Wissensbeständen und Konzepten von Geschichten anleiten. Aber können wir dem Eurozentrismus unseres Wissens und unserer Wissenspraktiken entgehen, bzw. wo liegen unsere Fluchtwege?

B.L. Genau darum muss es gehen – um die Dekolonisierung des

eigenen Wissens. Das ist ein hochgehängtes Ziel, und ich weiß nicht, ob man es erreichen kann. Umso mehr sollte es in dieser Debatte darum gehen, nicht nur die eigenen Praktiken zu befragen, sondern auch die eigenen Epistemologien – das heißt, soweit es geht, die Konzepte von Originalität, Besitz und forschender wissenschaftlicher Persönlichkeit zu befragen. Die Ansätze, die es in dieser Hinsicht gibt, sind noch nicht weitgehend genug, um die eigene Deutungsposition auch wirklich zur Debatte zu stellen; um also die für uns unsichtbar gewordenen Privilegien – etwa unsere Vorstellung, dass man von oben darauf gucken und alles erfassen kann – mit am Schopf zu packen. Im Lautarchiv der Humboldt-Universität, das mit seinen Metadaten in die universitäre Sammlungsdatenbank eingespeist ist, haben wir irgendwann realisiert, dass noch die alten Sprachbezeichnungen in dieser Datenbank verwendet werden.⁹ Und da es um Tonaufnahmen von 1915 bis 1918 geht – zur Zeit der offiziellen deutschen Kolonialherrschaft also – sind natürlich ganz viele Sprachnamen verwendet worden, die gar keine Eigenbezeichnungen sind, sondern bestimmte ethnische Setzungen vorgeben, die nicht aus den jeweiligen Sprachkulturen selbst kommen. Unsere Überlegungen waren: Ja, man könnte jetzt erneut recherchieren, wie damals die Eigenbezeichnungen der Sprache waren. Oder man könnte fragen, wie sie heute genannt werden, und dann könnte man die Begriffe austauschen. Aber was würde dann passieren? Man wäre zwar auf dem heutigen Stand, aber zugleich wäre die historische Dimension des Archivierens gelöscht. Faszinierend fände ich hier, eine Art Zeitschieber mit der Datenbank des Archivs oder dem Thesaurus zu verbinden, der diese Historizität sichtbar macht. Denn dieser Thesaurus muss 1910 ein anderer sein als 2010. Ich finde, so etwas wäre tatsächlich eine Möglichkeit, um deutlich zu machen, dass wirkmächtige politische Konstellationen in die Praxis des Archivierens einwandern. Und diese sind ja erst einmal überhaupt sichtbar zu machen.

P.L. Das heißt, Datenbanken zu entwickeln, die dazu beitragen, Wissenspraktiken zu historisieren, indem eine Architektur zur Verfügung gestellt

⁹ Siehe www.lautarchiv.hu-berlin.de/. Zu einer ersten kritischen Befragung der Tonaufnahmen von Kriegsgefangenen des Ersten Weltkriegs: *The Halfmoon Files. A Ghost Story*, Regie: Philip Scheffner, D 2007, siehe auch halfmoonfiles.de.



wird, die uns heute in die Lage versetzt, historische Formationen von Wissen zu erkennen ...

B.K. Das finde ich sehr interessant. Die Idee ist ja auch, dass das Archiv mit sich selbst eine Unterhaltung führt und eine Eigendynamik hat – ein wichtiger Gedanke, gerade wenn wir über Big Data und digitale Datenbanken nachdenken. Ich habe mal eine künstlerische Arbeit gemacht zu einem alten Schlagwortkatalog in der Bibliothek in Zürich. Da habe ich nachgeschaut, welche Literatur unter dem Stichwort «Kolonialisierung» verbucht war. Das wurde dann einfach geändert zu «Entkolonialisierung»; und weil das in Zürich nicht wichtig genug oder nicht schuldbar oder schambefahet genug gewesen ist, hat man diese Spur auch nicht gelöscht, sondern es war ein Pragmatismus: Man hat einfach das Stichwort geändert. Natürlich konnte man auch sehen, dass die Frage der Entkolonialisierung viel früher aufgetaucht ist als das Schlagwort. Das heißt, die antikoloniale Literatur war unter dem Stichwort «Kolonialisierung» abgelegt. Und es war erst der Wechsel der Verschlagwortung, der mich darauf aufmerksam gemacht hat, was für eine Form der Wissensordnung dem zugrunde lag.

P.L. An deiner Arbeit gefällt mir, dass eine Art Spiel im Archiv entsteht. Solche Spiele mit Nomenklaturen sind ja Möglichkeiten, Archivpraktiken zu verändern, denn Sprache stellt den Bedeutungsrahmen her und ist performativ. Wobei es immer auch unfreiwillig Praktiken gibt, die das Archiv de-archivieren. Derrida sagt an einer Stelle: Das Archiv kämpft ständig mit sich selbst. Gleichermäßen gilt: Man kann zwar das Archiv zerstören, nicht aber die Spuren seiner Zerstörung. Dem entkommt man nicht, gerade wenn man westliche Kultur als eine Schrift- und Archivkultur begreift. Denn das Aufschreiben gehört ja immer dazu. Man müsste die Schrift zerstören, um das Archiv zu zerstören.

B.L. Das ist ja auch eine dieser Utopien, die sich an Archive knüpft, die im Internet entstehen, weil sie eben diese Referenz auf die Materialität nicht mehr unbedingt brauchen, sondern von vornherein aus digital erstellten Bildern bestehen, die nicht unbedingt eine Referenz auf ein Objekt haben. Eine Zeitlang wurde angenommen, dass digitale Archive demokratisch seien – dass es mit dem Internet ein Demokratisierungsmedium für Archive gäbe, weil man erstens die bestehenden miteinander vernetzen und zweitens neue oben drauf

setzen kann, die für alle immer gleichzeitig zugänglich sind, und vor allem, weil Archive entstehen, die über eine Struktur vernetzt sind, die nicht mit der hierarchischen Struktur der historischen Verwaltung übereinstimmt. Dass da auch Hierarchien im Spiel sind, war zunächst verdeckt. Wir wissen jedoch alle, dass Zugänglichkeiten beschränkt sind, dass es Ranking-Modelle gibt und so weiter. Trotzdem: Wenn man über die Zukunft der Archive nachdenkt, dann muss man nicht nur über die Zukunft der bestehenden Archive nachdenken, sondern eben über neue Archive, und nicht nur über neuartige Infrastrukturen, sondern auch inhaltlich. Bezogen auf historische Archive müssen wir fragen, was alles nicht da ist. Was ist alles nicht archiviert worden? Einerseits sind ganz viele Dinge, die einmal archiviert worden sind, zerstört worden. Aber die schwierigere und zentralere Frage ist ja: Was wandert aufgrund von politischen und epistemologischen Entscheidungen ins Archiv und was nicht? Ein Archiv der Zukunft wäre in diesem Sinne eines, in das erst einmal überhaupt eingeschrieben wird, was nicht archiviert ist, von dem man aber gerne hätte, dass es archiviert wäre – sozusagen das Imaginäre als eine Vorübung für das reale Archiv –, und es wäre damit eine Verhandlungsebene, die diese anderen Archive in eine Relation setzt.

B.K. Vielleicht geht es ja auch nicht so sehr um das, was man archiviert, sondern eher darum, dass bestimmte Dinge nicht archiviert wurden oder sich der Archivierung geradezu entziehen. Das mag auch damit zu tun haben, dass sie sich den Archivierungspraktiken entziehen. Die entscheidende Frage – auch in Bezug auf die Demokratisierungsfrage – ist vielleicht eher, *wie* archivieren wir eigentlich? Was für Entscheidungen oder welche Verhältnisse führen zu Archivierungsprozessen? Auch sind die Archive tatsächlich durchlässiger geworden und durch die Digitalisierung auch andere gesellschaftliche Akteur_innen eingeladen, ihr Wissen einzubringen, z. B. bei Fotografien, die irgendwo lagern und die niemand mehr zu deuten und zu kontextualisieren weiß.

B.L. Dem stimme ich zu. Das ist der Sinn der Übung: die Frage zu stellen, wie wurde eigentlich archiviert, und diese Frage nicht nur zu historisieren, sondern zu projizieren und damit auch mit einem Willen zu verbinden und zu fragen: Wie wollen wir denn eigentlich was in Zukunft archivieren?

P.L. Das wäre dann ein Archiv der Relationen – ein Archivbegriff, der sich nicht über die Institution, das Materielle und vor allen Dingen den Besitz, sondern über die Beziehungen und Praktiken des Archivierens und des Umgangs mit dem jeweiligen Was bildet. Genau das ist die Frage: Wie archivieren? Ich würde da noch weiter gehen. Ich versuche Archive tatsächlich als einen Ort des Austauschs, des Zirkulierens und des Versammelns zu begreifen und nicht als einen Ort des Sedimentierens und des Ablegens, sondern innerhalb einer stärkeren Dynamik. So kann auch das Archivieren nur ein Aspekt von vielen sein. Natürlich kann man auch über das De-Archivieren

sprechen, aber zwischen Archivieren und De-Archivieren gibt es sicher viele andere Praxisfelder, die wir entwickeln können. Das betrifft noch einmal die Frage der Restituierung. Ich denke, es ist eine Chance zu sagen: Wir haben so viele Möglichkeiten, digitale Substrate anzufertigen, wir können Substitute herstellen und mit diesen arbeiten. Und warum geben wir dann nicht die Sachen zurück? Und wenn wir der Meinung sind, es bedarf aber des Originals, dann reisen wir eben – z.B. – nach Benin?

B.K. Das ist ja oft gerade der Vorschlag für den Umgang mit den europäischen Archivbeständen der afrikanischen Länder: Wir machen Digitalisate für euch und behalten die Originale – und damit die Macht.

P.L. Ja, aber warum geben wir nicht das Original zurück und behalten die Reproduktion?

B.L. Das wird ja auch schon gemacht. Dennoch hängen wir noch immer einem extrem europäischen Medienbegriff an, der besagt, dass das Digitalisat, das Foto oder der Scan etwas vollkommen anderes ist als das originale Objekt. Und das unterschreiben eben einfach nicht alle Gesellschaften dieser Welt. So gelten etwa Gipsabdrücke der Körper für bestimmte Gruppen in Australien als Teile des Körpers und nicht als davon trennbare Objekte oder bloße Reproduktionen.¹⁰ Das ist etwas, was für die europäische Kultur vielleicht auch einmal gegolten hat – im Sinne der Abbildung als einem spirituellen Medium, das in direkter Verbindung zum Körper oder zum Objekt steht und von diesem eigentlich nicht zu trennen ist. Wir verwenden heute aber einen Medienbegriff, der wirklich von der Kopie ausgeht, und verstehen ein Ding, das anders funktioniert, als Magie. Ist die Fotografie das Substitut des Originals oder ist es Teil des Originals? Führen diese Begriffe nirgendwo hin?

P.L. Da wird eine interessante Grenze berührt. Mir leuchtet sehr ein, dass die Abbildungen dazugehören und dass sie mit bestattet werden sollen. Ich halte es aber auch für schwierig, das zu realisieren. Denn wo befinden sich alle diese Bilder? Verstreut in Archiven und Sammlungen ...

B.K. Wobei: Gerade was die Fotografie und die Geschichte der visuellen Medien angeht – man denke nur an die Geisterfotografie –, ist das förmlich in der Geschichte des Mediums selbst angelegt. Das ist ein Teil dessen, was sie so mächtig macht. Die Idee der Zuschreibung, des Animismus an die anderen, das wiederum ist natürlich auch Teil des Kolonialismus und seines epistemischen Vertrags zu sagen: Die anderen Kulturen haben das, wir aber nicht.

B.L. Genau. Ich finde, da wird reproduziert, was Michael Taussig gesagt hat: Wir wollen gerne, dass die anderen an Magie glauben und dass das bei uns mal so war, aber nicht mehr so ist.¹¹ Die Erkenntnis, dass dieser Prozess wesentlich komplizierter ist, muss Teil der Debatte sein. Sonst sitzt man in der Falle – wie du sagst. Dann reproduziert man das 19. Jahrhundert. Deshalb denke ich, dass es da um viel mehr und um viel komplexere Beziehungen geht.

¹⁰ Sie werden daher ggf. wie *human remains* behandelt. Vgl. u. a. Fiona Clayton: *Bones of Conflict*, in: Anette Hoffmann (Hg.): *What We See. Reconsidering an Anthropometrical Collection from Southern Africa: Images, Voices and Versioning*, Basel 2009, 205–217.

¹¹ Vgl. Michael Taussig: *Mimesis and Alterity. A Particular History of the Senses*, New York, London 1993.

P.L. Auf diesen Gedanken muss man ja geradezu stoßen: dass wir uns immer noch in Wissensparadigmen des 19. Jahrhunderts bewegen und dass eigentlich die Frage der Auseinandersetzung mit den kolonialen Archiven und die Dekolonisierung ein notwendiger Schritt sind, um überhaupt zu einem anderen Verständnis von Wissen und vielleicht auch von Archiven zu kommen. Bezogen auf die Digitalisierung und die Medienfrage kommt es mir tatsächlich gerade so vor. Die ganze Frage des Kolonialismus ist natürlich mit einem bestimmten Verständnis von Besitz verbunden, das letztlich als Akkumulation – also als kapitalistisch – begriffen werden muss. Das anders zu denken würde bedeuten, Gesellschaft und Kultur anders zu denken ...

B.K. ... und man dürfte dabei nicht den Fehler begehen, die Sache umzudrehen und einfach vom Akkumulationismus zum Extraktionismus zu wechseln, weil man nicht bemerkt, dass es genau dasselbe ist.

P.L. Wie könnten wir denn dann Archivpolitik machen? Das ist jetzt die Frage: Was könnten wir denn tun? Mikropolitisch?

B.K. Ich denke, dass Archivpolitik etwas ist, was einerseits durch Herrschaft bestimmt ist und sich gleichzeitig durch Mikropolitiken permanent rekonstruiert. Von daher müsste man sagen: Wie können wir nicht permanent Archivpolitik machen? Wie du auch gesagt hast, tun wir es natürlich permanent – in der Art, wie wir auch mit Wissen umgehen. Die Frage ist deshalb vielleicht: Wie tun wir es eigentlich und wie reflektiert unser Umgang mit Wissen bestimmte Herrschaftsverhältnisse, stellt sie in Frage? In dem Sinne glaube ich nicht, dass man aus der Verantwortung herauskommen könnte.

P.L. Ist dann etwa das Generieren von Fake-Archiven – wie z.B. das Ausstellen des Nichtarchivierten, also dessen, was durch das Raster bestimmter institutioneller Archivpolitiken gefallen ist, und der Akteur_innen, die nicht vorkommen – eine wirksame Praxis? Kann man solche Archive einfach erfinden, die zwar die Lücken nicht schließen – denn das geht auch nicht –, aber auf sie aufmerksam machen? Da entsteht ja eine Dynamik, die widerständig ist. Aber das sind nicht unbedingt unsere Praktiken.

B.L. Archivpolitik ist auf der Ebene grundsätzlicher politischer Entscheidungen darüber anzusiedeln, was eigentlich die Rolle und das Verständnis von Archiven ist, die wir jetzt haben wollen, und – ganz aktuell – wie wir uns Restitution vorstellen. Für mich ist einer der zentralen Punkte, dass das Nachdenken über Archive und die Frage nach der Genese und Funktionsweise von Archiven verbunden sein muss mit der Frage danach, wie Wissenschaft funktioniert – wie Wissenschaft gemacht wird; und dass die Idee einer Dekolonisierung des Archivs nicht zu trennen ist von einer Dekolonisierung des Wissens bzw. der Wissenschaft. Und die verbinden sich über so etwas wie epistemische Gewalt und die Deutungsmacht als eine Macht, nicht nur Institutionen zu schaffen, sondern auch zu bezeichnen, Kategorien zu schaffen

und über sie zu entscheiden. Das sind Dinge, die übersetzen sich ja auch in den intellektuellen Diskurs. Meine erste Antwort wäre in diesem Sinne immer die Reflexion. Da geht es sehr genuin um eine Selbstbefragung von Deutungsmacht und von Diskurspolitiken.

B.K. Stehen nicht gerade die Wissenschaftsparadigmen Reflexion und Differenzierung zur Disposition, wenn wir ernsthaft über Dekolonisierung der Epistemologien sprechen? Brauchen wir nicht etwas, was darüber hinausgeht. Sollten wir nicht gegen bestehende Archive und ihre Ordnungen andenken, alternative Archive stiften, Gegengeschichten erzählen und das thematisieren, was nicht erzählt wird? In den Debatten um die Dekolonisierung der Universitäten wird auch virulent, welche Formen der Subjektkonstitution und der Wissensproduktion eigentlich unseren Wissensparadigmen entsprechen und wie diese herausgefordert werden können. Ich sehe hier Vorsicht geboten, weil hierbei an die Gewalt von, aber auch gegenüber Wissensformen und -korpora gerührt wird, ebenso gegenüber Institutionen und Relationen. Wie kann man das vorsichtig und verantwortungsvoll angehen, aber auch zulassen, dass überhaupt etwas ins Wanken gerät? Gerade wenn es hoch her geht, sind für mich Reflexion, Herleitungen, methodologische Fragen immer die sicheren Banken; also den Weg, den man beschreitet, zurückgehen, differenzieren. Aber ich bin mir nicht sicher, ob diese Bastionen nicht auch schwanken können müssten und ob man das irgendwie wagen sollte und wie.

P.L. Das Risiko ist auf jeden Fall nicht gering. Was du beschreibst, geht für mich über das Verständnis eines situierten Wissens im Sinne Donna Haraways noch hinaus – also das Offenlegen und das stärkere politische Verständnis der eigenen Position innerhalb einer Institution wie der Universität und in bestimmten Wissenskulturen. Das ist keine Lösung, sondern erst einmal die Anerkennung einer Problematik. Und bei der Frage, welche Grenzen man da tatsächlich verschieben kann, denke ich, es wäre auf jeden Fall eine Fluchtlinie, die Relationen, die Archive eingehen, zu vervielfältigen. Das ist ja eine Idee, die Isabelle Stengers mit einer wissenschaftlichen Ethik verbindet. Die Relationen zu vervielfältigen würde natürlich immer auch implizieren, andere Entitäten zuzulassen und damit eine Art von Egalität der Wissenden und Wissensformen herzustellen. Wir hatten das ja eben gerade in der Frage nach der Relevanz magischer Praktiken. Und eine Tendenz der feministischen Wissenschaftstheorie ist es, Fragen der Verantwortung und der Verantwortbarkeit, der Übernahme von Verantwortung und des Riskierens der eigenen Position zu stellen.

B.K. Ich sehe auch das umgekehrt Riskante, das darin liegt, die Institution oder den Kanon zu verteidigen und zu bewahren, also das Archiv ...

B.L. ... auch als eine Art der Wahrheit. In dem Moment, wo es um die politischen Archive geht, kann man ja auch sagen: Es gibt bestimmte Dinge, die wissen wir z. B. nur durch die Stasi-Archive, durch Archive der politisch Verfolgten.

Wer kann wissen, ob es der richtige Weg ist, diese zu zerstören? Denn in diesen politischen Diskussionen können die Archive auch immer Orte der Wahrheitsfindung sein, wobei man stets fragen muss: Wessen Wahrheit ist das? Ist das eine Form von Evidenz? Die Frage ist auch, welche Sprache haben wir noch, wenn wir über die Archive an die eigenen Kategorien – die letzten von dir so genannten Inseln Reflexion und Differenzierung – herangehen, welche Sprache kommt dann? Das ist eine Frage, die ich mir stelle: Welche Sprache haben wir dafür, was sind die Inseln und Kategorien, die wir brauchen – brauchen wir überhaupt welche? Was können wir wie verhandeln?

P.L. Interessen und Werte. Das wäre aus einer handlungstheoretischen Perspektive Diplomatie. Das ist nicht die Negation von Reflexion und Differenzierung – im Gegenteil. Aber es geht letztendlich ja auch darum, Allianzen zu bilden, die mit der Vertretung von Interessen zu tun haben. Und wenn man sagt, die Interessen sind aber verteilte Interessen, es gibt viele Interessen, die im Spiel sind, und nicht nur ein Interesse, dann wäre Wahrheit nur ein Interesse von vielen. Aber es gäbe auch ein Interesse daran, bestimmte Dinge zu bewahren oder nicht zu bewahren. Und diese Interessen kollidieren einfach. Das ist zumindest der Normalfall. Und dann ist man wahnsinnig verstrickt. Dann kann man sich nicht raushalten. Interessen macht man sich zu eigen, also welche vertritt man?

B.L. Ich denke, das ist ebenso eine der Bedingungen von möglichen Politiken des Archivs und Umgängen mit dem Archiv: sich nicht mehr rauszuschreiben, sondern – auch wenn das vielleicht ein alter Hut ist – zu fragen: Aus welcher Position, mit welchen Interessen, mit welchen Möglichkeiten, mit welcher Sprache schaue ich da drauf und was mache ich damit?

B.K. Das passt noch einmal zu den kolonialen Archiven. Bisher wurde das oft auch in dem Sinne diskutiert, dass es das koloniale Archiv gibt – jetzt im Foucault'schen Sinne –, und dann gibt es diejenigen, die ausgestrichen, verhandelt werden, die also implizit oder in Inkubation eine Gegenseite des Archivs bilden. Es gibt aber aktuell auch die Tendenz – aus der Perspektive der ehemals Kolonisierten – eher umgekehrt zu sagen: Nein, wir sind Teil all dieser kolonialen Wissensformen und all dieser kolonialen Handlungsformen, wenn auch in einer komplexen, deformierten und erniedrigten Art und Weise, aber wir sind nicht das Andere. Es wäre komisch, sich aus dem Archiv herausschreiben zu wollen. Im Gegenteil: Man sollte sich einschreiben, aber wissend darum, in welcher Weise man es tut und was dabei auf dem Spiel steht.

P.L. Ja, die Durchlässigkeit von Archiven stellt natürlich auch permanent die Frage nach dem Außen. Was ist das Außen des Archivs oder von Archiven?

B.L. ... und wie verändert sich das Archiv durch jeden neuen Zugriff? Wenn ich das Archiv unter bestimmten Interessen und mit einem bestimmten Blick

benutze, schreibt sich das in die Geschichte des Archivs ein. Und das finde ich eigentlich auch in der feministischen Wissenschaftskritik zu wenig präsent. Dass zu diesen Archiven ständig auch ein Meta-Archiv seiner Benutzung, seiner Auslesung und so weiter gehört. Ich finde, es ist auch unsere Aufgabe, das klarer zu machen.

P.L. Arbeiten in Archiven hinterlassen Spuren. Und die prägen das Archiv mit. Gerade mit Blick auf das Digitale kann man sagen: Natürlich hinterlässt man auch Datenspuren – durch jede Suchanfrage sind wir eingeschrieben in diesen Datenkosmos.

B.L. Genau, das wäre die juristische Spur. Ich finde es wichtig, das auf der Inhaltsebene mitzudenken; dass jede Nutzung nicht nur überprüfbar ist, sondern auch, dass man klarzumachen hat, aus welchem Blickwinkel und mit welchem Interesse Archive genutzt werden. Das passiert noch zu wenig.

B.K. Das wäre aber auch eine mutige Komplikation der Archive.
